

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 17 (1913-1914)
Heft: 6

Artikel: Blutbruderschaft : eine Jugendgeschichte
Autor: Hellström, Gustav
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-662235>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



's Bergbürlü.

Bergbürlü — 's ist en armi Sach!
 Es Hüttli blos mit Schindledach,
 Und drin mis Wiib mit frohem Sinn,
 Es Stäli und vier Gaiße drin
 Und na e Matte zringelum:
 Das ist mis Guet und Eigetum!

Im Summer friili isch e Pracht
 Ufz'stah und z'gseh, wie d'Sunn erwacht,
 Und wie si alles goldig malt
 Und fürrot a de Berge strahlt.
 Denn weiß i: uf sim gold'ne Cron
 Ist glücklicher kein Königssohn!

De Winter ist e bösi Zitt,
 Wenn's Hüttli tüf im Schnee drin liit.
 Kein Fründ, kein Nachbar wit und breit,
 Ringsum ei grossi Einsamkeit.
 En Gloggeton wo zuen is dringt,
 En Vogel nu, dä Läbe bringt. —

Sust alles still. Nu euse zwei,
 Mis Wiib und ich, mir sind ellei
 Und ase heimlibi-n-enand,
 Und ase glückli Hand in Hand.
 Bergbürlü! — nüt sust möcht i si;
 Uf's Herreläbe pffise-n ii

Anna Stüfi, Huggenberg-Elgg.

Blutbruderschaft.

Eine Jugendgeschichte von Gustav Hellström.

Wintermorgen. Über der kleinen Stadt wölbte sich ein schwindelnd hoher, dunkelblauer Himmel, an dem noch alle Sterne funkelten. Der Schnee erhellte wohl die Straßen; doch lag die Stadt noch im Halbdunkel. Nur die Fenster des Schulhauses waren erleuchtet.

Die Morgenandacht war in gewöhnlich schläfriger Weise abgehalten worden. Der Religionslehrer hatte den Psalm Davids erklärt, und seine Erläuterungen mit dem Selah des Schlußverses beendigt, als der alte Rektor mit dem steifen Gehrock und der unwandelbaren Gerechtigkeit von der einen Seite aufs Katheder stieg, während der Geistliche es von der andern verließ. Sechshundert Augen wandten sich dem weißhaarigen und in klassischer Unbeweglichkeit verharrenden Gesicht zu. Und nun kam die Eröffnung... ruhig und mit einer Würde, die noch wirkungsvoller hätte sein können, wenn sie weniger trocken und streng ausgesprochen worden wäre:

„Heute Nacht ist nun zwar das Flußbett zugefroren. Aber ich erinnere euch daran; wie viele Opfer der Fluß bei verfrühter Eisprobe schon gekostet hat und ich verbiete allen Zöglingen dieser Schule auf das strengste,

das gefährliche Spiel zu wagen, mit den Schülern der Volksschule darin zu wetteifern, der erste auf dem Eis zu sein, sei es laufend oder kriechend, sei es auf Planken oder irgend einem andern Gerät. Ein solcher Versuch würde von mir persönlich mit Klassenprügel bestraft. Auf Klassenprügel* folgt aber bekanntlich die schlechteste Note im Sittenzeugnis."

Die Gymnasianer klappten wieder zusammen. Aber bei den kleineren Knaben hatte die Rede gezündet. Sie sahen einander an und zwischen den Bankreihen ging ein Geflüster: Der Fluß gefroren! Unter diesen waren zwei Elfjährige, die neben einander saßen. Der eine, Ernst, wurde seiner langen, schmalen Gliedmaßen wegen von den Mitschülern „Lineal“ genannt, der andere, Axel, trug aus weniger einleuchtenden Gründen den Namen „Pythagoras“. Als sie zusammen den Sammlungsfaal verließen, um sich ins Klassenzimmer zu begeben, sagte das Lineal:

— Diesmal wollen wir beide die ersten auf dem Eis sein, du und ich, Pythagoras..

Pythagoras antwortete nichts. Und das Schweigen bedeutete Einverständnis.

Draußen war inzwischen der Wintertag angebrochen, klar und kalt.

*

Es war am Nachmittag desselben Tages; die Stunde, wo die kurze Reise der Sonne schon in der Abenddämmerung ihr Ende gefunden hat.

Am westlichen Horizont stand eine rote Wolkenbank, die mit jeder Minute in Form und Farbe zusammenschrumpfte. Aus dem hohen Schornstein der Zuckerraffinerie dort am Himmelstrand stieg der Rauch in vollen Rundungen in die Luft, schien aber, kaum geboren, rätselhaft zu verschwinden, von unsichtbaren Eiskristallen der Luft aufgesogen.

Doch wir sind am Fluß. Breit, mit schilfbewachsenen Rändern, ist er, wie ein rechter Nordlandseß, auf beiden Seiten eisbedeckt, den Ufern nach mit dickem, weißem Eis, dann allmählig ins Graue übergehend, um dann in der Mitte die schwarze, drohende Rinne, dunkel und kalt offen zu lassen. Wo die Rinne am schmalsten ist, zeigte sich eine große Wafe, ein unregelmäßiges Loch inmitten von Eisstücken, die eben wieder am zusammenfrieren sind. Über dem grauen Eise liegen nach der schwarzen Rinne zu einige übereiste Planken und ein steifgefrorenes Tau.

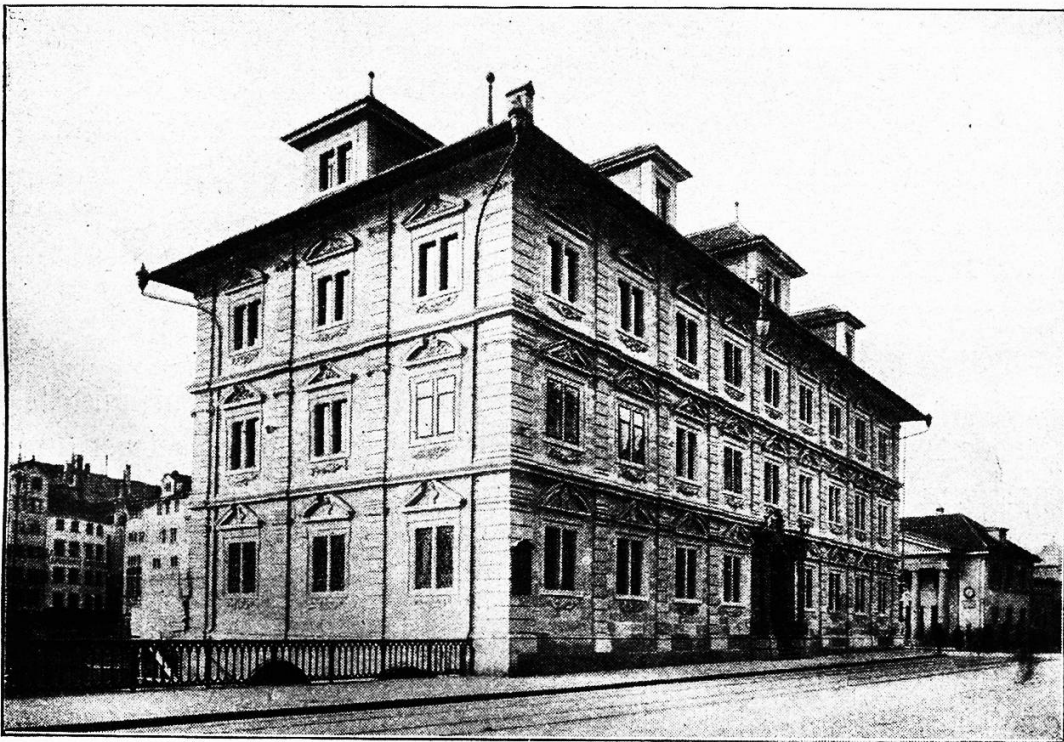
Zu dieser Stelle wallfahrteten bis zum Einbruch der Dunkelheit eine Menge Menschen, besonders viel Schuljugend. Sie näherten sich der beschriebenen Stelle, so weit es ihre Sicherheit nur irgend zuließ, gestikulierten, diskutierten, stießen mit den Füßen an die Planke, zogen an dem festgefrorenen Tau und traten dann wieder, im eifrigen Gespräche über Pythagoras und das Lineal den Heimweg an.

*) Körperliche Schulstrafen wurden seitdem abgeschafft.

Unterdessen hatten unsre beiden Sertaner bei der Mutter des Pythagoras, der Wachtmeisterwitwe, in Filzdecken gehüllt vor dem glühenden eisernen Stubenofen gefessen. Auf dem Tisch dampfte noch der Milchkrug, den sie ausgetrunken und in der Küche tat die Frau ihr bestes, um Ernsts Kleider trocken zu kriegen.

Die Beiden saßen schweigsam neben einander, Ernst starrte vorgebeugt auf den Fußboden; Pythagoras saß wie ein Chinese da mit untergeschlagenen Beinen; von Zeit zu Zeit spuckte er auf den glühenden Zylinder vor ihm und beobachtete die Figuren, die das verzehrende Element hinterließ.

— Guck mal dies an, sagte er auf einmal, als es ihm schien, eine be-



Die renovierte Haupt-Fassade des Zürcher Rathauses. (Photogr. Gallas.)

sonders interessante Form produziert zu haben. — Was meinst du, wem sieht das ähnlich?

Aber Ernst antwortete nicht auf die Frage. Statt dessen:

— Glaubst du, was deine Mutter sagte, daß wir Lungenentzündung bekommen können?

Pythagoras spuckte wieder:

— Ach, Unsinn! gab er überlegen zurück.

— Man kann eben nicht wissen.

— Unsinn sag' ich!

Die Witwe trat ein, ein müdes, abgearbeitetes, aber mildes Frauengesicht. Mit bekümmertem Blick auf die Knaben sagte sie:

Eigentlich habt ihr Schläge verdient. Ja, das habt ihr.

Unsinn! kam es von ihrem Sohn. Er unterbrach sein Spucken nur einen Augenblick, um mit den Schultern zu zucken, als schüttle er irgend ein unbedeutendes Etwas von sich ab.

— Du bringst mich wohl ins Grab, Junge! seufzte die Mutter.

— Unsinn!

Die Mutter drohte mit der Hand, ohne die geringste Wirkung auf ihren Sohn. Dann verließ sie das Zimmer.

Pythagoras war seiner Mutter einziger Sohn und schon jetzt von seiner Wichtigkeit als einziges männliches Glied der Familie tief durchdrungen, als derjenige, auf dem die Zukunftshoffnungen von Mutter und Schwester ruhten. Darum hatte er sich, den beiden Frauen gegenüber ein Auftreten voll souveräner Bestimmtheit angewöhnt. Ernst, der zu Hause streng gehalten war, hegte deshalb für seinen Freund eine Art Bewunderung, wenn auch je und dann mit einem Gefühl der Bestürzung untermischt. Er glaubte nämlich, das Überlegene im Ton des Pythagoras sei ein Zeichen seines männlichen Mutes und es gab nichts, das Ernst so sehr bewunderte wie Mut und Männlichkeit.

Jetzt gerade bewunderte er seinen Freund womöglich noch mehr wegen der großen Ruhe, die er zeigte. Er konnte dasitzen und auf den Kaminofen spucken, wie wenn nichts geschehen wäre, wie wenn er die mißglückte Eisprobe vergessen, jene Minuten vergessen, da sie im Wasser gelegen und das Eis mit dem Ellbogen entzweigehackt hatten, totenstill, wenn auch mit den Zähnen klappernd, hie und da einen hastigen erschreckten Blick wechselnd, bis endlich Leute kamen und ihnen das rettende Tau zugeworfen worden war.

Ernst fühlte sich ganz klein gegenüber seines Freundes Ruhe nach solchen Geschehnissen. Der war ja schon ein Mann! Wenn er doch auch so sein könnte! Er betrachtete Pythagoras und bewunderte seine ganze selbstbewußte Haltung.

— Warst du denn gar nicht bange, als wir einbrachen!

— Bange? — — — Unsinn!

Er sah sich nicht einmal nach dem Fragenden um.

— Ja, aber dachtest du denn nicht auch, daß wir auf den Grund sinken könnten?

— Unsinn!

Ernst empfand jene seelische Erhebung, die derjenige inne wird, dem ein Held seine Freundschaft schenkt.

— Aber jetzt denkst du doch auch so?

Pythagoras spuckte, gab aber keine Antwort.

— Könnte ich doch auch so mutig sein, wie du!

Es entstand eine lange Pause des Stillschweigens. Die Lampe an der Decke summt. Im Ofen summen die glühenden Kohlen. Dann fing Ernst wieder an:

— Erinnerst du dich, was wir in der Schule von den alten Wikingern lasen, wie sie die Blutbruderschaft ausübten?

Pythagoras sah ihn mit demselben starren Blick an, den er in der Klasse hatte, wenn er eine Frage bekam.

— Ja, aber was hat das hier zu tun?



Portal am Rathaus in Zürich. (Photogr. Gallas.)

— Erinnerst du dich, daß wenn zwei Wikingers zusammen in Lebensgefahr gekommen waren, so mischten sie ihr Blut und gelobten einander Freundschaft fürs ganze Leben?

Pythagoras fing zu begreifen an: — Ja, „sie teilten von da an Lust und Leid“, zitierte er aus dem Lesebuch.

— Sie schnitten einander ins Fleisch und ließen das Blut auf einen

Erdhügel rinnen und gelobten dabei, immer zusammenzuhalten, nie einander zu hintergehen, und wenn der eine ins Unglück geriet, sollte der andere ihm beistehn.

— Ja, das weiß ich auch noch.

— Und so standen sie einander bei.

Es wurde wieder still. Aber in den beiden Köpfen arbeitete derselbe Gedanke.

— Ist das nicht etwas Großes, du, sagte Ernst wieder: Sie mischten ihr Blut und standen einander bei?

— Aber wir haben keinen Erdhügel hier, auf den das Blut rinnen kann.

— Nein — — — Ernst sann nach. — Ich weiß jetzt. Wir lassen das Blut in ein Wasserglas rinnen und dann trinkt jeder einen Schluck davon. So hat nachher jeder des andern Blut in den Adern. Und ehe wir trinken, schwören wir, daß wir immer zusammenhalten wollen.

Der neue große Gedanke war wie das Samenkorn, das in den Händen und unter den Zauberformeln eines indischen Fakirs in wenigen Minuten zum großen schattigen Baum emporthwächst.

— Aber wie müssen wir schwören? es muß ein ganz richtiger Schwur sein.

Wir schwören bei Gott, bestimmte Pythagoras. Das ist ein gültiger Schwur.

Er sprang vom Stuhl, lief in die Schlafkammer und kam mit zwei Stopfnadeln und einem Wasserglas zurück.

— Wo wollen wir stechen? Das wird aber abscheulich weh tun, du?

Ernst sah verwundert auf Pythagoras. Er konnte ihn nicht begreifen. Weh tun? War er bange?

— Wir stechen in die Pulsader! Er stach mit der Nadel ins Handgelenk. — Und wenn wir genug Blut haben, so verbinden wir den Arm mit dem Taschentuch.

Er stach wieder. Der erste Tropfen quoll hervor und fiel ins Glas. Pythagoras sah ihm zu.

Tut es weh?

— Nein. — Ernst stach kräftiger. — Aber es braucht Zeit, und wir wollen es ganz in der Ordnung machen.

Zögernd steckte Pythagoras nun auch die Nadel auf die blaue Linie des Handgelenkes. Doch, kaum war eine rote Ritze entstanden und etwas wenig geträufelt, so sagte er:

— Nun ist es wohl genug. Das Wasser ist schon ganz rot.

Ernst sah hinein und sagte: Ja, aber das Meiste ist von mir.

— Unsinn!

Im Gefühl der Feierlichkeit standen beide auf. Die Filzdecken fielen zu Boden. Sie standen nackt da mit ernstern Gesichtern. Ernst hielt das Glas mit der rötlichen Flüssigkeit in der Hand und sagte:

— Ich schwöre bei Gott, daß ich immer dein Bruder sein will, daß ich dir immer beistehen will und Lust und Leid mit dir teilen.

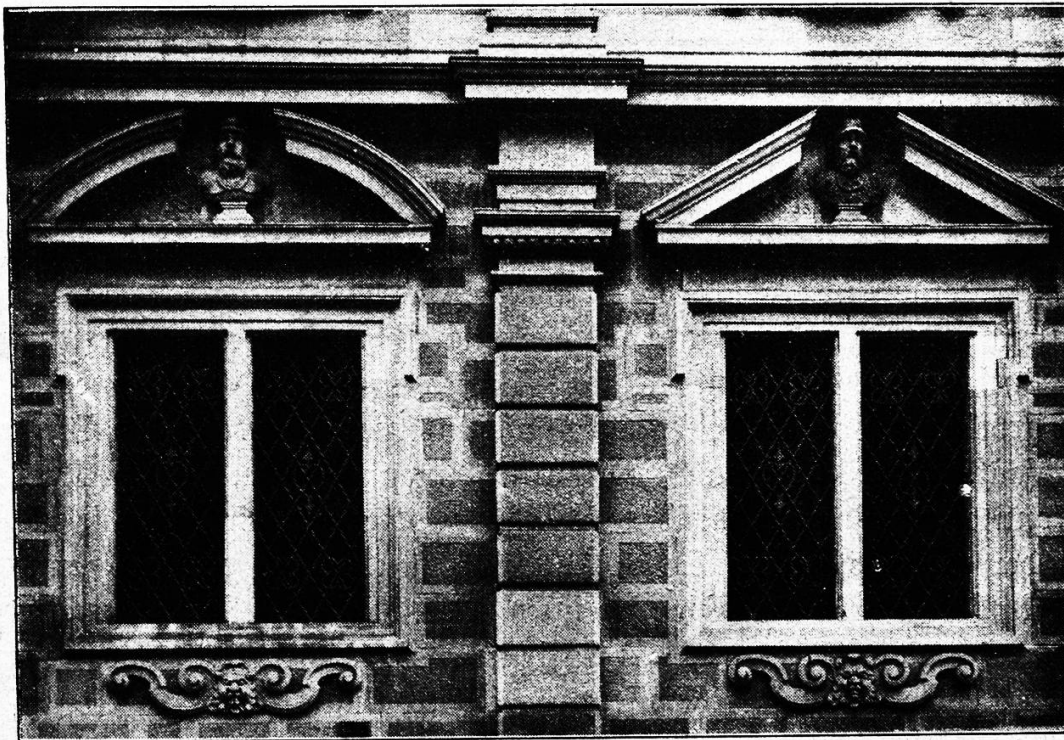
Er trank einen Schluck, blickte ernst in die Augen seines Freundes und reichte ihm das Glas. Pythagoras wiederholte:

— Ich schwöre bei Gott u. s. w. . . .

Die beiden Blutbrüder reichten sich die Hand und krochen schweigend wieder in ihre Filzdecken.

— Das ist etwas Schönes, sagte Ernst nach einer Weile, „Freud und Leid zu teilen“.

Pythagoras antwortete nichts. Sein Gehirn fing wieder zu arbei-



Detail aus der Haupt-Fassade des Rathhauses in Zürich mit den Büsten der beiden Schweizerhelden Peter von Gundoldingen, des Schultheißen von Luzern, gefallen in der Schlacht bei Sempach 9. Juli 1386 (rechts) und Adrian von Bubenberg, des heldenmütigen Verteidigers des Städtchens Murten 1476 im Burgunderkrieg (links). (Photogr. Gallas).

ten an. Er hatte schon mit Bedenken zu tun. Ein dunkles Gefühl sagte ihm, daß ein Versprechen fürs Leben etwas gar Beschwerliches sei. Ernst dagegen war es zu Mut, als sei er in einen neuen, feierlichen Abschnitt seines Lebens getreten. Er hatte nun einen Freund. Die Welt schien sich ihm gleichsam vereinfacht zu haben, weil er sich nun stärker fühlte. Er war zwiefach. Er hatte vier Arme, um sich zu verteidigen, zwei Kehlen um sein Recht zu behaupten, zwei Herzen, um seine Geheimnisse zu bewahren.

Pythagoras aber sagte: Pfui Teufel, ich habe ein Gefühl, als werde es morgen Klassenprügel sehen.

Ernst sah ihn verständnislos an. Die verheißenen Prügel waren für ihn zu einem unbedeutenden Ding zusammengeschmolzen vor der großen Tatsache, daß sie beide Blutbruderschaft geschlossen hatten. Was bedeutete alles andere neben diesem Großen?

— Es ist nun einmal eklig!

Ernst saß schweigend da. Etwas wie Enttäuschungsschmerz wollte sich bei ihm einstellen

Da trat die Mutter seines Freundes wieder ein und sagte: Nun muß sich Ernst doch auf den Weg machen. Es ist schon spät.

Ernst schlüpfte in seine noch feuchten aber angenehm gewärmten Kleider. Er verbeugte sich dankend vor der Witwe und nahm dann Pythagoras Hand. Der neue Bruder aber sagte:

— Man könnte vielleicht morgen schwänzen

Ernst ging ohne ein Wort nach Hause. Die Pastorwitwe, bei der er in Pension war, war ausgegangen und er kroch mäuschenstill in sein Bett.

Am Morgen erwachte er mit Fieber, kleidete sich an und schauerte zusammen beim Zuknöpfen der Kleidungsstücke. Dann rannte er in die Schule, wo er aller Augen auf sich gerichtet traf. Die seinen suchten indes nur Pythagoras, der in der letzten Minute anlangte. Die beiden Missetäter drückten sich beim Glockenzeichen möglichst unbemerkt in den Versammlungssaal. Der Rektor stand schon beim Eingangspsaln unterm Katheder. Es konnte kein Zweifel darüber aufkommen, was nun folgen würde. Sobald der Geistliche seine Selah ausgesprochen hatte, stieg er denn auch auf Katheder. Ernst erfaßte in seinem augenblicklichen Zustand nichts von dem, was der Rektor sprach. Er hörte nur seinen und Pythagoras Namen nennen, hörte das Wort Klassenprügel und fühlte aller Augen auf sich gerichtet.

Um zwölf Uhr würde der Rektor in der Klasse erscheinen. In der Frühstückspause fanden sich die Delinquenten zusammen.

— Wir wollen nicht heulen, keinen Laut geben, wie weh es auch tue!

— Na, ich danke!

— Wenn es noch so weh tut!

— Na, ich danke! eklig ist's eben doch!

— Was tut es schließlich? Wir teilen ja doch Lust und Leid!

— Ja — — — ja schon — — — aber eklig ist's!

Nach der großen Rast um zwölf Uhr trat der Rektor in die Klasse, hochaufgerichtet und mit ernstem Gesicht. Er hielt ein spanisches Rohr

in der Hand. Der Klassenlehrer erhob sich ehrerbietig und blickte ebenfalls strenge drein.

— Der Klassenfamulus rücke ein Pult her! sagte der Rektor.

Eine Bewegung höchster Spannung ging durch die Reihen. Das Pult wurde herbeigeschafft. Prüfend bog der Rektor das spanische Rohr.

— Nun werde ich euch Mores lehren, ihr Lummel! Hartmann vor!

Ernst trat vor das Pult, fühlte des Rektors Hand um seinen Nacken — — dann kamen die Schläge. Er biß die Zähne aufeinander — — nicht heulen — — nicht schreien — — dachte er. Aber da — — er wußte nicht wie, — preßte sich ein Laut durch die Zähne, ein zischender Laut, der zu einem langgezogenen Schrei wurde: aj — a — a — a — jii —

Er schlich an seinen Platz zurück, das Gesicht mit den Händen verbergend. Er hörte Pythagoras Name rufen, hörte die Stockschläge wieder sausen. Aber es kam kein Laut aus Pythagoras Mund. Ernst glühte vor Scham. Wie konnte er sich nur wieder vor seinem Schwurbruder zeigen? Wie — nach diesem? Er war eines solchen Bruders unwürdig geworden. Pythagoras war ein Held! Wie betäubt erhob er sich mit den andern und verbeugte sich mechanisch, als der Rektor das Klassenzimmer verließ.

In der nächsten Nacht verbarg sich Ernst und in der darauffolgenden Unterrichtsstunde warf er nur insgeheim dann und wann einen Blick auf den Freund. Dieser saß ruhig und sicher da. Ernst fühlte es brennen in seinem Innern. Er kämpfte mit sich selbst. Sollte er nicht in der folgenden Pause oder nach Schulschluß zu Pythagoras hingehn und sagen: Ich bin es nicht wert, dein Blutbruder zu sein. Aber durfte ein solcher Eid gebrochen werden? Konnte sich das Blut, das sie gemischt, wieder ausscheiden? Sollte er ihn um Nachsicht bitten? — In dieser Stunde litt Ernst die ganze Marter der Selbstanklage und Selbsterniedrigung. Und als die Glocke tönte und die Schar sich aus der Türe drängte, ging er entschlossen auf Pythagoras zu. Er sah ihm fest und treuherzig in die Augen, als einer der über sich selbst zu Gericht gesessen und sagte :

— Ich konnte nichts dafür, daß ich schrie. Ich mußte schreien.

Pythagoras sah ihn an und sagte:

— Warum hast du dir kein Handtuch in die Büxen gestopft? — —

Endlich brachte Ernst den Mund auf: — Hastest du — ?

— Ja doch!

Nun zuckte es wieder in Ernsts Innerem. Aber diesmal wurde er bleich. Er sagte nichts. Er wandte Pythagoras den Rücken und schlich leise und mühsam bis zum großen Korridorfenster. Und ehe er's hindern konnte, stürzten ihm die Tränen aus den Augen. Er weinte über seinen Schwurbruder, über gebrochenes Gelübde, über das rote Blut, das man mit

Menschen gemischt, die einen getäuscht, die andre Begriffe von Ehre hatten . . . mit Helden, die feige waren und berechnend . . .

Pythagoras näherte sich ihm:

— Was flennst du denn jetzt? Es tut doch jetzt nicht mehr weh?

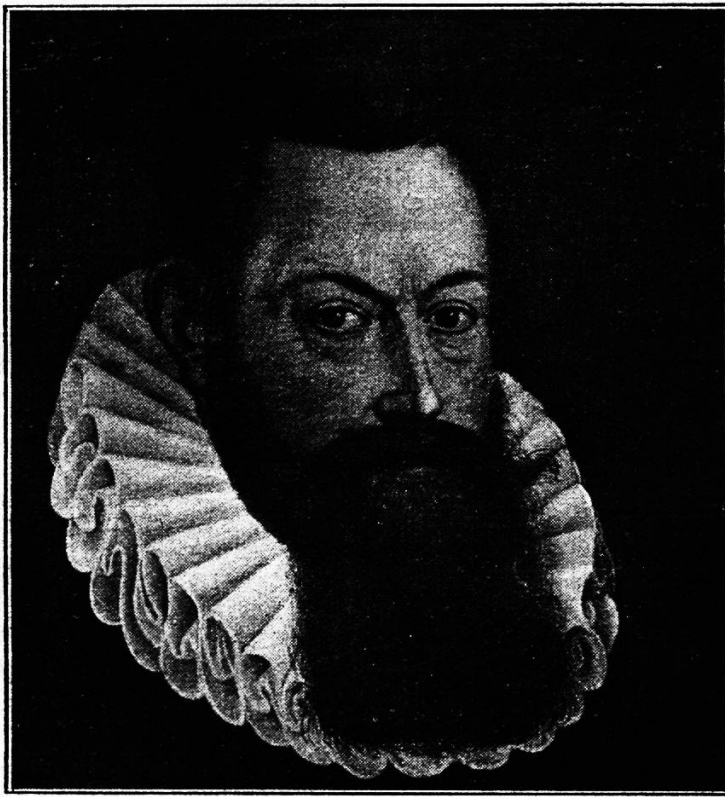
Aber Ernst antwortete nicht.

Und bald läutete es zur folgenden Unterrichtsstunde.

Autorisierte Uebersetzung von Magda von Greyerz, Lengzburg.

Ein altes Zürcherland im sanktgallischen Rheintal.

Von Dr. Alfred Inhelder, St. Gallen.



Ein jüngst aufgefundenes Bild des Freiherrn Joh. Philipp v. Hohensax, 1550—1596.
Im Besitz des Herrn Buri in Oberhofen am Thunersee.

Bei Salez im St. Gallen Rheintal erhebt sich inmitten eines Waldes das Schloß Forstegg, ehemals Sitz der Freiherren von Hohensax. Es war ein „verühmtes“ Geschlecht, das über das Ländchen gebot, welches sich zwischen der jäh abfallenden Felsenmauer der südlichen

Säntiskette und dem Rheine wohl zwei Stunden in die Länge erstreckt. Seine Stammburg stand über dem Dorfe Sax, war aber schon 1404 von den

Appenzellern zerstört worden. Später erhob sich Schloß Forstegg inmitten der Herrschaft, mit Wall und Graben wohlbewehrt, mehrförmig, überragt von einem auf Fels errichteten Turm. Noch steht das Wohnhaus des Schlosses.

Über seinem Portal prangen 2 Zürcherlöwen mit dem Wappen der Dimmatstadt. Denn als der edle Freiherr Johann Philipp durch Mörderhand gefallen und unter seinem Sohne Johann Ludwig alles in Abgang gekommen war, übernahm der Stand Zürich den 15. April 1615 die Freiherrschaft um die Kaufsumme von 115,000 fl. Sie war jetzt zürcherisches Untertanenland. Neben den engen Beziehungen, in denen die Freiherren als Bürger zu Zürich gestanden, kam für die Erwerbung dieses entlegenen Gebietes wohl auch das reformierte Bekenntnis seiner Bewohner in Betracht.

Caspar Thomann, ein Schriftsteller des 18. Jahrhunderts, gibt uns in seiner „Beschreibung der Freyherrschafft Hohensax“ ein Bild von den Zuständen dieses Zürcherlandes zu jener Zeit.*

Von dem Turm des Schlosses ließ sich das Ganze leicht überblicken. Gegen Abend und Mitternacht hemmten das Auge die „Kreuzberge“, die Felsenmauer der „Häuser“, die jähe „Stauberen“ und die schroffen Abstürze des „Hohen Kasten“. Am Fuße der Schroffen tauchten hinter Wald und Obstbäumen die Kirchtürme von Sax und Sennwald auf und dazwischen die Firsten von Frumsen. Diese Siedelungen waren an der Berglehne leidlich geschützt vor Überschwemmungsgefahr, nur das Gebiet der Kirchhöre Sennwald stieß hinaus an den Rhein und es hatte die genannte Gemeinde viel zu wuhren, „damit der Rhein ihr nit das Land wegfresse“. Sax, zu dem auch Frumsen kirchgenössig war, zeigte den Edelsitz, den sich die Freiherrn nach Zerstörung ihrer Stammburg erbauten. Er ging in der Zeit der zürcherischen Herrschaft durch Kauf an den Landvogt Adrian Ziegler über und hieß fortan das Ziegler'sche Haus. In der Kirche bezeichnete ein Denkmal die freiherrliche Gruft. Der Turm enthielt „drei brave Gloggen, welche ein schönes Geläut haben“. Die Kirchgemeinde Sennwald zerfiel in 7 Rhoden. Zu ihr gehörte auch die obere Vienz, über welche die Freiherrschafft die hohe Gerichtsbarkeit, die Stadt Altstätten im Rheintal die niedere besaß. Die „Heugüter“ und Kornfelder der Gemeinde waren zehntenfrei. Der Weinzehnten gehörte dem Pfarrer, Mühle und Säge sowie der Fischzug der Herrschaft. Die Kirche, die sich auf aussichtsreichem Hügel erhob, wurde vor altem die rote genannt. Sie enthielt eine freiherrliche Gruft. In ihr ruhte lange Zeit der unverweste Leichnam Johann Philipps. Über der Gruft stand ein Epitaphium auf den berühmten Mann, das Beat Eckstein, der zweite in der Reihe der reformierten Pfarrer des Orts, verfaßt hat. Den Chor der Kirche schmückten überdies wertvolle Glasgemälde. Durch den Rhein gefährdet waren die Kirchgemeinde Salez und das Dorf Haag, das an ersterem Ort kirchgenössig war. Sie hatten auf das Wuhren und Dämmen „viel Kosten anzuwenden“. Das Wirtshaus zu Salez war des Freiherrn, wurde aber von Johann Ludwig an einen Ortsbürger unter der Bedingung verkauft, daß kein zweites errichtet werden dürfe. Wie die Forellenbäche von Sennwald war auch der Krebsbach in Salez gebaut. Ein herrschaftlicher Krebszer versorgte die Schloßtafel. In Salez wurden jährlich zwei große Märkte abgehalten, der Johanni- und der Michaeli-Markt, der erstere am 24. Juni, der letztere am 29. September, auf denen besonders viele Pferde aus der Herrschaft nach Graubünden und dem Welschland verhandelt wurden. Dazu kamen noch die Maienmärkte, die im Frühjahr jeden Montag stattfanden. Seit Salez eine Kirche hatte, wurde diese der Nähe wegen von der Herrschaft und dem Gesinde auf Forstegg benützt. Das Dorf Haag scheint unter den Rheinlasten besonders gelitten zu haben. So sah sich die Obrigkeit genötigt, den Haagern ein Wäldchen zu verehren, weil sie anderwärts das nötige Holz zum Wuhren nicht aufbringen konnten. Als Freiherr Johann Ludwig in seiner Geldverlegenheit die Pfünde Salez eingehen ließ, begannen die Haager

*) Beschreibung der Freyherrschafft Hohensax, eine Pollice- und Kirchenordnung verfaßt von Caspar Thomann, Probisor Scholae, im Augusto anno MDCCXLI.

um 1600 wieder die Messe in Benden über dem Rhein zu besuchen und es bedurfte des energischen Auftretens der neuen Obrigkeit und des Geistlichen Jost Grob, der in der mittlerweile wieder errichteten Pfarre Salez wirkte, um die Haager neuerdings der reformierten Kirche zuzuführen.

Die Kulturlandschaft wich in einigem von dem Bilde ab, das sie uns heute bietet. Sie war noch weit mehr mit Felschen und Steinen übersät, eine Eigentümlichkeit, die dem Berichterstatter aus dem 18. Jahrhundert auffiel. Die Herrschaft war vor allem ein Viehland („Reich-Land“). Neben Privateigentum an Wiesen und Riedern gab es in der Ebene noch viel Weidland, das den Gemeinden gehörte; dazu kamen wie noch heute Alpen, so „Eidenen“ und die auf hoher Felsterrasse liegende Alp „Alpeel“. Der Wald hatte damals größeren Anteil am Flachlande. Der Getreidebau ist seither stark zurückgegangen, genügte übrigens auch im 18. Jahrhundert nicht dem Bedarf. Nur der damals eingeführte „Türken“ (Mais) wird noch heute in ansehnlicher Menge gebaut. Völlig verschwand seither der Weinbau aus jenen Gegenden, der in den Berglagen namentlich bei Sax ein „annehmbares“ Getränk geliefert haben soll. Die Erträgnisse des ansehnlichen Hanf- und Flachsbauens wurden in den Winternächten in den Spinnstuben für den häuslichen Gebrauch zu jenen Stoffen verarbeitet, die sich von der Großmutter auf die Enkelin vererbten. So haben sich jene Generationen mit viel Mühe und Arbeit durchs Leben geschlagen. Wohlstand war kaum gekannt, die Bauersame meist stark verschuldet. Bei der Zählung anno 1714 erwiesen sich im Dorfe Haag von den 78 Haushaltungen nicht weniger als 39 armengenössig. Die Armen wurden aus Vermächtnissen und Zuschüssen aus dem zürcherischen Almosenamte unterstützt. Zu ihnen gesellten sich viele „beschwerliche“ fremde Bettler.

Zum Schlosse gehörten außer dem Wald, der es umgab, Gärten, „Heugärten“ und Rieder, dazu ein Bauernhof im „Gardus“, auf dem ein Lehnsmann saß, ein Weinberg bei Frümsern, sowie eine Alp (die Alp Alpeigel“). Den Edelsitz Forstegg hatte jetzt ein zürcherischer Landvogt inne. Alle 6 Jahre fand im Frühling der Aufzug eines neuen Landesvaters statt. Die feierliche Übergabe der Gewalt vom alten an den neuen Landvogt vollzog ein Repräsentant der Regierung von Zürich. Der großen Entfernung wegen waren die Aufzüge mit großen Unkosten verbunden. Dies hatte zur Folge, daß später die Amtsdauer verlängert wurde.

Das herrschaftliche Gericht bestand aus dem Landvogt, dem Landammann, den der Rat von Zürich aus den einheimischen Amtleuten auf Grund eines Dreiervorschlages des ersteren gewählt hatte und aus 13 vom Landvogt ernannten Richtern. Zum „Maiengericht“ wurde nach germanischer Sitte die gesamte wehrpflichtige Mannschaft ins Schloß geboten. Der Landammann führte den Vorsitz. Es hatte über „kleine Klagen und Schäden“ zu entscheiden, während das sogenannte „Monatgericht“ unter dem Vorsitz des Landvogtes über „Schuld-, Erb- und Streitsachen“ urteilte. Das „Malefizgericht“ präsiidierte der Landammann, doch kam dem Landvogt das Begnadigungsrecht zu. In der Regel wurde der Scharfrichter der Stadt Feldkirch mit der Vollstreckung des Blururteils betraut. Noch sieht man im Wald unweit des Schlosses zwei gestürzte, gemauerte Rundsäulen, die den Galgen trugen. „Treibselhler“ und „Übertretungen wider das Bußenmandat“ wurden durch den Landvogt bestraft. Wegen der großen

Entfernung von dem regierenden Ort genoß die Herrschaft das Privilegium eines eigenen Ehegerichtes, bestehend aus dem Landvogt als Vorsitzendem, den Pfarrern der 3 Kirchgemeinden und 5 Richtern. Maßgebend waren die zürcherischen Ehesatzungen. Aus dem gleichen Grunde erfreuten sich die 3 von der Obrigkeit gewählten Pfarrer einer bevorzugten Stellung, indem sie sich selber inspizieren durften, je ihrer zwei den dritten. In allem galt die Kirchenordnung von Zürich. Den Pfründen kam vor allem der Weinzehnten zu. Auch in der Bestellung der Lehrer genoß die Herrschaft eine gewisse Selbständigkeit. Die Lehramtskandidaten brauchten sich nicht vor den Examinatoren in Zürich zu stellen. Sie erhielten ihr Patent von dort auf Empfehlung hin nach einer vor dem Landvogt und den drei Pfarrern bestandenen Prüfung. Es gab in der ganzen Herrschaft fünf Ganztagswinterschulen, die unentgeltlich waren. Im Sommerhalbjahr wurde überdies wöchentlich eine Stunde für Leseübungen und Katechismusunterricht verwendet. Die Besoldung der Lehrer wurde zum Teil aus den Gemeindegütern, zum andern Teil aus Legaten bestritten.

Die Freiherrschaft war zu Schutz und Trutz gerüstet, denn sie unterhielt eine eigene kleine Armee, die vom Landvogt und 2 Hauptleuten kommandiert wurde. Sie bestand aus 400 Mann Fußvolk, das in 2 Kompagnien eingeteilt war. Man unterschied eine „Lands-“ oder „Herrschafts-“ und eine „Freikompanie“. Jeder Militärtaugliche war von der Konfirmation bis zum 60. Altersjahr dienstpflchtig. Die Mannschaft jeder Gemeinde mußte dreimal jährlich im Schloß exerzieren und zweimal nach dem Ziel schießen, wofür Gaben von der Obrigkeit ausgesetzt waren. „Neben diesen 2 Infanteriekompagnien sind auch gewisse Männer zur Artillerie verordnet, welche zu Zeiten mit Schießen aus den Stücken üben und schöne Gaben zu verkurzweilen haben.“

Die Herrschaft hatte ein besonderes Landrecht. Als aber das Rechtsbuch mit vielen anderen Sachen bei der Brunst im Schlosse vernichtet worden war, entstand viel Zwist und Unordnung, und auf Bitten des Volkes ließ sich die Zürcher Obrigkeit herbei, das Recht wieder herzustellen. Das geschah im Jahre 1627. Doch scheint es auch in der Folgezeit um die Ordnung namentlich in „Auffällen“ und Schuldsachen nicht zum besten bestellt gewesen zu sein, denn die starke Auswanderung vom Jahre 1712 war zum Teil auf diesen Umstand zurückzuführen. Diese Vorkommnisse veranlaßten 1714 den Rat von Zürich, das Landrecht zu verbessern. Auf dem Schlosse lag auch ein „Frey- und Eigenbuch“, das der Landvogt über Ehen und Kinder führte. Bei Wechselheirat von Freien und Unfreien folgte das erste Kind dem Stande des Vaters, das zweite dem Stande der Mutter und alternative so fort. Nach dem Tode eines Freien erhob die Herrschaft das Frey-Pfund“ (1 Pf. Pfennig), nach dem Ableben eines Eigenmannes den „Fall“. Freie und Unfreie hatten 3 Tage im Jahr gegen bloßen Unterhalt in das Schloß zu „tagwen“, der Leibeigene den dritten mit Ross und Wagen, falls er welche besaß.

So lebten die Leute der Freiherrschaft in strenger Abhängigkeit, und waren sie auch dank der obrigkeitlichen Kontrolle über die Amtsführung der Vogte vor Willkür geschützt, werden sie doch nicht minder gespannt wie die andern Bauernschaften des Rheintals dem Flügelschlag einer neuen Zeit gelauscht haben, die auch ihnen Befreiung von der Untertänigkeit

brachte. Seitdem leben sie als Bürger der politischen Gemeinde Sennwald im st. gallischen Bezirk Werdenberg. Wenn einer von ihnen etwa Geschäfte halber das Pfarrhaus zu Salez betritt, haftet sein Blick wohl sinnend auf den Ölbildern der Landvögte, die gestreng und würdevoll von den Wänden herabschauen, und gedenkt dann der entschwundenen „guten“ alten Zeit.

Rat.

Ist Frau Sorge bei dir zu Gast
Mit ihrem Kummer, mit ihrer Last,
Wisse: Je mehr wir uns mit ihr plagen
Und sie nach ihren Wünschen fragen,
Desto besser gefällt's ihr im Haus,
Grinsend schaut sie zum Fenster hinaus.

Aber wenn wir sie lassen stehen,
Achtlos an ihr vorübergehen,

Wenn mit Singen und mit Lachen
Wir uns getrost ans Tagewerk machen,
Wird's Frau Sorge zu eng. Sie spricht:
In diesem Hause bleibe ich nicht!
Wo man mich so auf die Seite stellt
Ist nicht der Platz, der mir gefällt.

Und sie geht. Doch dein altes Glück
Kehrt aus der Ferne langsam zurück.

Anna Stüßi, Huggenberg-Elgg.

Diagnose.

Von Otto Pfister.

„... ziemlich sicher Krebs, Zungenkrebs.“

Mit diesen Worten hatte der Arzt den etwa achtunddreißigjährigen Mann entlassen.

Nun stand dieser wieder auf der Straße in der großen fremden Stadt. Kaum wußte er, wo er sich befand. Wie ein Nebel lag es auf ihm, wie ein Nausch, wie wenn er einen Schlag gegen die Stirne bekommen hätte. Die Leute stießen ihn an; er fühlte es nicht. Er kreuzte die Straße — ein Schutzmann riß ihn im letzten Augenblick vor einem Automobil zurück — er achtete den Vorfall kaum. Fast taumelnd schritt er weiter, unbekümmert um die Richtung, gradaus, vorwärts, nur vorwärts. Schon umschlossen ihn die hohen, unfreundlichen Mauern der Vorstadt, die Straßen wurden schmutziger, unbebaute Bauplätze zwischen den kahlen Brandmauern wurden immer häufiger. Die Häuser blieben zurück, und immer noch trieb es ihn vorwärts, weiter auf der Landstraße, auf der breiten, mit Bäumen umsäumten Straße, nur vorwärts, vorwärts...

Aber die frische Luft, der kräftige Odem der Felder tat ihm wohl, und je kühler dieser seine heiße Stirn umfächelte, desto klarer wurden allmählig seine Vorstellungen. Die wahnwitzige Jagd der Gedanken in seinem warmen Kopfe verlangsamte sich, und bestimmte Bilder lösten sich immer schärfer aus dem nebligen Chaos. Da war er, allein in der fremden Stadt, der leitende Ingenieur, der für die allmächtige Gesellschaft eine Reihe elektrischer Anlagen baute. Es war ihm wohl, so lange die strenge Arbeit